

THEORIE DER ARBEIT: KOMMENTAR ZU DEN §§ 310 - 312

ZUR THEORIE DES GELDES: GELDRÄTSEL UND GELDFORM

4.5.1983.

§§ 310-312: ZUR THEORIE DES GELDES: GELDRÄTSEL UND GELDFORM

1. Polemische Streifzüge

Das Geld wird in der ökonomischen Theorie regelmäßig tautologisch erklärt. Solche "Erklärung" gehorcht dem Muster: Denke dir von dieser Schreibmaschine den Kugelkopf weg - sie wird schrecklich chaotisch reagieren. Folglich *braucht* eine Schreibmaschine dieses Typs einen Kugelkopf. Bei Alfred Marshall heißt es z.B. "*For immediate (current) business money n e e d s only to be a clearly defined, easily handled, and generally acceptable medium of exchange.*" (*Money, Credit and Commerce, Reprint 1965, S. 12*) Man denke sich Austausch, und schon entsteht ein Bedürfnis nach Geld. Aber wie entsteht Austausch, was ist sein *Grund*? Auch Marshall hat etwas von Evolution gehört, weswegen er im Appendix A "Notes on the evolution of money" schreibt. In unübertroffener Manier der brilliansten Fadheit verzichtet er darauf, den Begriff "Geld" in kleine Scheibchen zu zerschneiden und diese dann, aneinandergestückt, zum "Geld" werden zu lassen. Da der Austausch *needs money* und dieser Austausch irgendwann einmal begann, kommt Marshall zu dem umwerfenden Resultat: "*A convenient medium of exchange w a s n e e d e d*" (*l.c.S.264*) Die Gewalt dieses Gedankens wird nur noch von der modernen anglo-amerikanischen Manier übertroffen Geld dadurch zu erklären, daß es bei Tauschen Geld einspart (sprich: Transaktionskosten reduziert).

Die Alternative zu dieser Gelderklärung - jene Marxens - ist keine. Sein Fehler, beim wirklichen Austausch vom Geld zu abstrahieren um der "abstrakten Arbeit" die Bestimmungen des Geldes anzudichten und deren Eigenschaften aus einem transitiven Tausch wiederum zu "deduzieren" und so "Geld" "abzuleiten", ist jener falsche Gedanke, der - wengleich mit ein Hauch mehr Witz - seit Adam Smith gang und gäbe ist. Marxens "Begriff" der abstrakten Arbeit hat nämlich dieselben Schwierigkeiten, wie die Tauschenden in geldamputierten Gedankenwelten: "*Die allgemein gesellschaft-*

liche Arbeit ist daher nicht fertige Voraussetzung, sondern werdendes Resultat. Und so ergibt sich die neue Schwierigkeit, daß die Waren einerseits als vergegenständlichte allgemeine Arbeitszeit in den Austauschprozeß eingehen müssen(!), andererseits die Vergegenständlichung der Arbeitszeit der Individuen als allgemeiner selbst nur Produkt des Austauschprozesses ist." (MEW 13, S.32) Wie wird diese von Marx aufgemachte Schwierigkeit gelöst? Es muß eine Ware ein Maß hergeben, worin sich diese Marxsche Abstraktion "darstellt". Er weiß, daß die schönen Gleichungen, die bereits eine Darstellung der Geldform sind, "*nur g e d a c h t*" (I.c.S.32) sind. Um die abstrakte Arbeit als "Resultat" des Austauschs hervorzuzaubern eskamotiert Marx das Geld, konstatiert das "Problem", daß ohne Geld die Sache nicht läuft, notiert sodann das Geld - nämlich eine Ware als Maß aller anderen - und verwendet auf diese Darstellungsweise allerlei dialektische Sprüche, die allesamt heiße Tautologien sind:

"Als besondere Waren verhalten sie (alle anderen Waren bis auf das Geld, khb) sich daher gegensätzlich zu einer besonderen Ware als der allgemeinen Ware. (...)

Die besondere Ware, die so das adäquate Dasein des Tauschwertes aller Waren darstellt, oder der Tauschwert der Waren als eine besondere, ausschließlich Ware, ist - G e l d. (...)

Als Materiatur der allgemeinen Arbeitszeit muß sie gleichartige Materiatur sein und fähig, bloß quantitative Unterschiede darzustellen. (...) Die edeln Metalle besitzen diese Eigenschaften in vorzüglichem Grade." (MEW 13, S.34 und 35)

Halten wir fest: Die abstrakte Arbeit ist ein werdendes Resultat des Austauschs. Konkrete Arbeit ist für Marx jene, die eine bestimmte Form realisiert, die dann als Gebrauchswert erscheint. Die Abstraktion von all diesen "konkreten" Formen soll die abstrakte Arbeit sein. (Natürlich ein Unfug: Abstrahiere ich vom Zweck der Arbeit, so verbleibt eben nur das Mittel als reine Möglichkeit für einen Zweck - und "Mittel" ist anderes, als "Hirn, Muskel, Nerv etc." - oder ich abstrahiere vom Inhalt des Zwecks und untersuche seine bloße Form in der Arbeit. Genau dies ist "Theorie der Arbeit". Beides hat *unmittelbar* mit Geld nichts zu tun.) Aber diese "Abstraktion" ist zugleich Resultat des Aus-

tauschs. Um das "notwendig" in der abstrakten Arbeit als Notwendigkeit erschließen zu können, muß aber bereits "getauscht" worden sein. Getauscht worden sein *kann* aber nur, wenn schon ein Markt mit Geld vorausgesetzt ist. Und damit steht Marx *exakt* vor derselben Schwierigkeit wie die "bürgerliche Ökonomie". Die Emphase eine Seite später ist deshalb reichlich fehl am Platze:

"Die Ökonomen pflegen das Geld aus den äußeren Schwierigkeiten abzuleiten, worauf der erweiterte Tauschhandel stößt, vergessen aber dabei, daß diese Schwierigkeit aus der Entwicklung des Tauscherts und daher der gesellschaftlichen Arbeit als (!) allgemeiner Arbeit entspringen." (l.c.S.36)

- ist doch die "Entwicklung des Tauscherts" nur die dialektische Paraphrase für Geld.

Was ist die Pointe, die Marx verpasst hat? Die gesellschaftliche Beziehung der vielen Arbeitsprozesse aufeinander vollzieht sich in *allen* mehr oder minder entwickelten Gesellschaften neben staatlichen Formen durch ein System der *Maßverhältnisse*. Produkte sind Resultate von Produktionsprozessen, realisierte Zwecke der Arbeit. Deshalb sind die im Geld aufscheinenden Maßverhältnisse der Produkte zugleich Maßverhältnisse zwischen diesen Zwecken der Arbeit. Zu entschlüsseln wäre gewesen, weshalb es zu solchen Maßverhältnissen kommt.

In der Tat umgibt das Geld ein seltsamer Rätselcharakter, der aber auf eine einfache Form gebracht werden kann: Wer Geld besitzt ist *reich* in bestimmten, meßbarem Umfang. Der Besitz von Geld (übrigens auch in der Juristerei bemerkenswerterweise nicht vom Eigentum verschieden) enthält damit die positive Bestimmung, Anspruch auf Warenquantitäten zu haben, die mit ihren Preisen multipliziert kleiner oder gleich dieser Geldsumme sind. Es ist dies ganz richtig in der *Budget-Beschränkung* der Mikroökonomischen Theorie ausgedrückt. Dieser *positiven Bestimmung des Reichtums* kontrastiert indes die *negative Bestimmung der quantitativen Beschränkung des Reichtums*. (Und es ist äußerst abgeschmackt, wenn Marxisten dies so ausdrücken: Reich sind die Kapitalisten, durch Geld beschränkt die Proletarier; es ist dies ein Gegensatz *des Geldes selbst*.)

Reichtum und Knappheit sind deshalb Kategorien, die am Geld erscheinen und durch das Geld in die Welt gebracht werden. Daraus folgt nun allerdings nicht, daß die Knappheit, die Beschränkungsweise des Geldes nicht ihrerseits einen Grund hätte. Dieser Grund kann aus dem Geld selbst nicht *unmittelbar* erschlossen werden. Und exakt dies macht seine Rätselnatur aus. Während die bürgerliche Welt die effizienzfördernde "Funktion" des Geldes zu loben weiß, die durch den Zwang, die Knappheit der Geld-"mittel" zu managen, heilsam die Produktion überzieht, brandmarken die Marxisten dies als falsches Bewußtsein und halten die vermeintliche Tatsache hoch, daß Geld "abstrakter Reichtum" sei, der überflüssigerweise zum Zwecke der Ausbeutung sich der vortrefflichen Einrichtung des Eigentums unter staatlichen Fittichen bedienen muß. Nun ist beides nicht ganz verkehrt und die Wahrheit liegt alles andere, nur nicht dazwischen. Im Geld erscheint in der Tat eine sehr "wirksame" Abstraktion, und doch ist "Abstraktion" eher die falsche Fährte. Wirkende Abstraktionen nehmen keine Rücksicht auf Besonderheiten, ignorieren diese und unterwerfen sie *einem Maß*. Was ist ein Maß? Es unterwirft eine Vielfalt dem einzigen Kriterium der quantitativen Differenz. Das Geld zeigt damit den Zwang an, zwischen Alternativen wählen zu müssen.

Das eigentliche Problem hierbei ist also nicht die Aufklärung der Tatsache, daß es das Geld ist, das diesen Zwang offenbart, sondern der Grund für diesen Zwang. Die Marxisten sagen ganz einfach: Es ist das Geld selbst, das diesen Zwang produziert, kein Grund weit und breit; schaffen wir's ab, machen wir Revolution und heil ist die Welt. Die Fadheit dieses Gedankens, der Gründe dann vermessen zu können glaubt, wenn das Interesse an der Revolution hervorgrinst, blamiert sich bei dem Eingeständnis:

"Daß diese N o t w e n d i g k e i t der V e r t e i l u n g der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten (!) Proportionen (!) durchaus nicht (sic!) durch die bestimmte Form der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben, sondern nur (sic!) ihre Erscheinungsweise ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden werden." (MEW 32, S.552f.)

Abgesehen davon, daß die Konkurrenz der Zwecke in allen menschlichen Gesellschaften kein "Natur"gesetz ist - es ist eben ein gesellschaftliches Gesetz -, hat der alte Rauschebart hier ganz recht. Er hätte nur noch hinzufügen müssen: Auch Maschinen, Gebäude, Straßen, Rohstoffe etc. müssen auf die verschiedenen Arbeitsprozesse verteilt werden. Anstelle des "self-evident" - das ist es nicht - hätte es indes weiteren Nachdenkens bedurft. Wäre von jedem dieser Gegenstände bzw. Arbeitsarten ein Überschuß vorhanden, dann gäbe es auch keine Notwendigkeit der Verteilung "der gesellschaftlichen Arbeit". Wenn eine Notwendigkeit existiert, existiert auch eine "Not", ein Mangel. Und wenn dies ein "Naturgesetz" ist kann auch der Kommunismus den Mangel nur verallgemeinern, also wird *"mit der Notdurft auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze alte Scheiße sich (wieder) herstellen"* (MEW 3, S. 34f.) Und wie wäre solch einem Mangel abzuhelfen - wir sagten es bereits, doch lassen wir es Marx selbst sagen, den "reifen" Marx: *"Diesem kann nur abgeholfen werden durch fortwährend relative Überproduktion. (...) Solche Art Überproduktion ist gleich mit Kontrolle der Gesellschaft über die gegenständlichen Mittel ihrer eignen Reproduktion."* (MEW 24, S. 465) Und warum zum Teufel gilt dann: *"Ökonomie der Zeit, sowohl wie planmäßige Verteilung der Arbeitszeit auf die verschiedenen Zweige der Produktion, bleibt also erstes ökonomisches Gesetz auf Grundlage der gemeinschaftlichen Produktion."* (Grundrisse, S. 89) In diesem Widerspruch hätte Marx begreifen können, was der Grund für das Geld ist.

Machen wir uns die Sache ganz einfach. Der Herr Planer produziere zwei Güter wofür er als Herr Arbeiter (und wir wollen doch hoffen, daß beide Herren dieselben sind) 100 Stunden arbeiten will im Planungszeitraum. Um ein Gut herzustellen bei gegebenen anderen Mitteln benötigt man l_i , $i=1,2$, Stunden. Sei $l_1 = 2$, $l_2 = 5$ (jeweils Arbeitsstunden pro Gütereinheit). Nun muß offenbar gelten (und dieses "muß" ist der Witz von "notwendig"):

$$(1) \quad 100 \geq 2 \cdot x_1 + 5 \cdot x_2$$

wobei x_i , $i=1,2$, für die respektiven Gütermengen stehen. Ob diese Güter teilbar sind oder nicht, ist völlig gleichgültig. Will nun unser Planer-Arbeiter (der homogene Robinson des Kommunismus, der Mensch halt) auf jeden Fall von x_2 12 Einheiten und von x_1 25 Einheiten, so sieht er sich betrogen, denn er müßte nun 110 Stunden arbeiten. Da er sich aber auf das Faulenzen im Kommunismus vor allem gefreut hat, stellt er folgende tiefe Reflexion an: Wenn ich von Gut 1 mehr konsumieren will, muß ich, hol's der Teufel, auf einen Teil von Gut 2 verzichten. Und im Museum der Welt des Vorkommunismus findet er denn auch einen Taschenrechner der ihm sagt: Pro Einheit von Gut 1 mehr muß ich auf $5/2$ Einheiten Gut 2 verzichten. Unser Zukunftsmensch reflektiert weiter: Nehme ich x_1 als Maßeinheit, so drückt die Zahl $5/2$ aus, in welchem Umfang die Produktion von Gut 2 bei gegebenem Arbeitstag objektiv beschränkt ist durch die überkommenen Produktionsmittel und mein Wissen. Und aus einer früheren Kapitalschulung dringt für unseren Kommunisten solch eine erlesene Spruchversammlung ins Bewußtsein wie: Die Ware 2 findet also in der Relation $5/2$ ihren Wert durch Ware 1 ausgedrückt etc.

Die in Gleichung (1) ausgedrückte Beziehung ist nichts weiter als eine Transformationskurve. Auch wenn die diversen Produktionsfunktionen der modernen ökonomischen Theorie reichlich wenig mit Produktion zu schaffen haben, sie beinhalten immer noch den richtigen Gedanken, daß Schranken der Produktion existieren. Unser Planer-Arbeiter könnte durch weiteres Nachdenken auch hinter den Grund dieser Schranke kommen. Offenbar, so reflektiert unser Zukunftsrobinson, hängen die Koeffizienten 2 und 5 ab von dem, was ich über die mich umgebende Welt weiß. Dieses Wissen ist realisiert in meinen Maschinen. Selbst wenn ich wollte, ich könnte den Arbeitstag nicht über 24 Stunden ausdehnen. Andererseits will ich das auch gar nicht, weil Arbeiten alles andere als ein Lebensbedürfnis ist (und schon gar nicht das erste!).

Wie zum Teufel kommt es dann zu der Schranke? Nach längerem Grübeln muß es unser Freund aussprechen: Weil ich die produzierten Güter *will* und weil ich schon wieder tausend weitere Wünsche habe, für die mir nur noch der Dreh fehlt, sie zu Anweisungen bzw. Plänen zur Arbeit zu machen. "*Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt, /Kriegt augenblicklich Junge*". hatte seine Urgroßmutter zu Zeiten des Vorkommunismus immer gesagt, als das Geld noch nicht abgeschafft war. Der Wille, der sich an jeglichem Sinnesorgan eine end-lose Vielzahl von Genüssen zu verschaffen weiß, sieht sich so in die Schranken des Wissen, die in den Produktionsmitteln realisiert sind, verwiesen. Und diese Beschränkung ist der Grund für das Maßverhältnis, in das Zwecke und ihr Resultat - die Produkte - ge-nöt-igt sind.

Geld "entsteht" also nicht im Austausch. Malt man eine Welt, in der n Individuen ihre Produkte auf einen Marktplatz schleppen und dann verdutzt festzustellen, daß die Tauscherei reichlich kompliziert ist, worauf Herr oder Frau $n-j$ plötzlich auf den Vorschlag verfällt: Laßt uns doch Gummibärchen als Maß verwenden, die halten lange und sind teilbar, so ist gar nichts begriffen. Auch dann nicht, wenn man von den Herren und Damen abstrahiert und - nach zwölf Uhr nachts - die Waren selbst sich "aufeinander beziehen" (MEW 13, S.37) läßt. Individuen gehen zu Märkte, weil sie dort kaufen und verkaufen, also Geld schon erwarten. Sicherlich gibt es Austausch zwischen ansonsten isoliert produzierenden und konsumierenden Gemeinwesen. Doch dies erklärt nicht Geld. Stellt man sich vor, daß zwei Gemeinwesen x_1 und x_2 Überschüsse zweier Waren besitzen und nun tauschen wollen, so gibt es entweder unendlich viele Tauschrelationen - wenn dieser Tausch eben in die Zufälligkeit der tauschenden Subjekte fällt -, woraus Geld niemals abzuleiten ist, oder die beiden Waren unterhalten jeweils in ihrem Gemeinwesen schon quantitative Relationen zu anderen (nicht getauschten) Waren - dann ist das Geld schon wieder vorausgesetzt (bzw. jenes Maßverhältnis, das sein Grund ist). Geld ist nur zu begreifen inner-

halb eines Gemeinwesens.

Nun ist es sicherlich richtig, daß derartige Maßverhältnisse noch von Münzen, Silberbarren etc. weit entfernt sind, die erst wahrhaft "Geld" genannt werden können. Wird die Verteilung der Mittel auf die Zwecke der Produktion durch Tradition, Gewalt oder Plan vorgenommen, so ist das "Geld", d.h. die Maßverhältnisse nur latent. Das Geld ist in der Tradition, dem Gewaltakt oder Plan "aufgehoben"; die ihm eigentümliche Beschränkung vollzieht sich unmittelbar durch die verteilten Güterquantitäten. Emanzipieren sich die Menschen indes aus den sie bestimmenden Verhältnissen, so ist dies äquivalent mit der Emanzipation dieser Maßverhältnisse. Die ursprüngliche traditionelle Form, gewahrt etwa in einer Tempelwirtschaft mit organisierenden Priestern und Arbeitern als Inventar, worin die subsumierende staatliche Gewalt *identisch* ist mit der Durchsetzung der Maßverhältnisse, tritt dann gleichfalls neben die Menschen und ihre Beziehung aufeinander in der Arbeit. Der friedliche Tausch bedarf der gemeinsamen Subsumtion der Tauschpartner unter ein Drittes, das ihnen (sei es durch Polizei oder als moralischer Grundsatz) verbietet, sich wechselseitig die Köpfe einzuschlagen, um das bedurfte Gut ohne Gegenleistung zu erlangen.

Es ist hier völlig müßig, nach "Gesetzen" dieser historischen Entwicklung zu fahnden; es gibt keine. Kein Sinn verbürgt in der Geschichte die Emanzipation von Geld und Staat aus der Umklammerung ursprünglicher Subsumtionsverhältnisse. Nichts spricht dagegen, daß "stationäre" Systeme, wie jene des alten China, sich "ewig" reproduzieren. Ebenso spricht nichts dagegen, daß Rechnungseinheiten, die in Tempelwirtschaften die Maßverhältnisse der Arbeit exekutierten (etwa Silber und Getreide in Sumer, bei den Ägyptern), an den Grenzen solcher Gesellschaften bereits wie Geld fungieren. Das Richtige an der aristotelischen Idee, daß Geld aus den Bedürfnissen des Austauschs zwischen Gemeinwesen entstanden sei. (*"Denn durch die Einfuhr dessen, was*

man entbehrte, und die Ausfuhr des Überschusses dehnte sich die Hilfeleistung über die Landesgrenzen hinaus aus, und so ergab sich mit Notwendigkeit die Verwendung von Geld." *Politeia*, 1257a), von Marx dann kopiert, hat hier seinen Platz. "Geld" wäre hier zu verstehen im engsten Sinne als wertvolles Gut, das in beiden Gemeinwesen seinen Wert schon besitzt. Nur dann kann es nämlich als "Wert" in den Austausch eingehen - und erst dann kommen technische Probleme wie Gewicht, Teilbarkeit etc. überhaupt auf. Nicht ohne Grund sagt Aristoteles in der Nikomachischen Ethik (worin der Witz des Geldes sicherlich nicht erkannt ist, wenngleich er in lobenswerter Ausnahme Geld und Staat gemeinsam analysiert als Erscheinungsweise eines Grundes), die Maßeinheit müsse "auf gültiger Übereinkunft beruhen" (1134a). Das heißt, die Geltung ist vorausgesetzt, ehe Geld einem technischen Kalkül unterworfen wird. Und Geld erst einmal gegeben erhöht natürlich eine Verbesserung des Austauschmediums die Effizienz des Tauschs, senkt die "Transaktionskosten".

Es wurde auch immer wieder auf Homer hingewiesen, bei dem sich Rinder als Maßeinheit finden. Zitieren wir die Formulierung, sie ist hier von großem Interesse:

*"Erst dem Sieger ein groß dreifüßig Geschirr für das Feuer,
Welches an Wert zwölf Rinder bei sich (!) die Danaer schätzen."
(Ilias, übersetzt von J.H.Voss, Buch 23, Gesang 702/703)*

Der Ausspruch ist eindeutig: Weil Geschirr und Rinder schon in einem internen Maßverhältnis ("bei den Danaern") stehen, können sie zwischen den Gemeinwesen als Geld fungieren. Pecunia, das Geld besitzt als Wurzel pecus = Vieh, ein Hinweis auf jene damals geläufige "Rinderwährung" (vgl. A.Weber, Geld, Banken, Börsen, München o.J., S.3). Die Münzen entstehen gleichfalls innerhalb eines Gemeinwesens:

"Die Könige von Lydien hatten im 7.Jahrhundert damit begonnen, ihre Söldner nicht mehr mit Naturalien zu entlohnen, sondern mit kleinen Stücken Edelmetall, die einen Stempel trugen und weiterverhandelt werden konnten. Die Griechen erkannten die wirtschaftliche Bedeutung dieses Verfahrens und prägten bald darauf Münzen als Zahlungsmittel." (S.Lauffer, Griechische Geschichte, München 1969, S.26)

Womit, wie der geniale A. Sohn-Rethel mitzuteilen weiß, die Menschheit endlich einen Vor-Denker (das Geld) hatte, denn "*die Tauschabstraktion ist (zwar) nicht Denken, aber sie hat die Form des Denkens.*" (*Geistige und körperliche Arbeit, S.99*) Bliebe nur zu klären, wie es die lydischen Könige schafften, sich den Trick mit den Münzen auszudenken. Es gehört aber einmal zur Rätselnatur des Geldes, daß sich allerlei flache Geister daran klammern, um die Welt mit Kunststückchen zu verblüffen, deren Geheimnis nun in der Tat im Geldrätsel vorge-dacht sind. (Daß Sohn-Rethel hier L.Mises plagiiert, der einer Welt ohne Geld attestierte, sie sei "*das sinnlose Gebaren eines vernunftlosen Apparates*" *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1920/21, Bd.47, S.100*, sei nur am Rande vermerkt.)

All diese seichten Gedanken, die sich dann um das Geld grup-pieren, wenn es endlich als Heller und Pfennig anzugucken ist, sind - Opfer eines Rätsels - die Produzenten des "Warenfeti-schismus".

Die Theorie der Arbeit braucht nicht zu bestreiten, daß *dieses* Geld abzuschaffen ist. Der Kapitalismus ist heute drauf und dran, es selbst zu tun. Wenn durch Kreditkarten vermittelte Rechner erst das Geschäft der Bilanzierung der Maßverhält-nisse übernehmen, ist das "Geld" abgeschafft - und dennoch wird dieser Kapitalismus prächtig funktionieren; es sei denn, die Russen bringen ihr Wertgesetz zuvor auf diesen neuesten Stand. Aber zugegeben, ich plaudere utopischen Unsinn, denn der Einfüh-rung der American Express Card in Moskau stand doch, was war es noch gleich, etwas im Wege. Und wenn zwei zugerüstete Tausch-partner beim Schlagabtausch etwas geltend machen, dann ist daraus Geld sowenig zu deduzieren, wie aus Scheiße: "*Überall, wo die archaische Denkweise herrschend war oder geblieben ist, in den alten Kulturen, im Mythos, Märchen, Aberglauben, im un-bewußten (!) Denken, im Traume und in der Neurose, ist das Geld in innigste Beziehung zum Dreck gebracht.*" (B.Dattner, *Gold und Kot, in: Bornemann, Psychoanalyse des Geldes, S.94*) Und dieser Welt soll man nachtrauern? Die Kot-Theorie des Geldes hat indes

den Vorzug, sich selbst zu verabschieden:

"Die innere Notwendigkeit dieses Zusammenhanges ist mir natürlich (!) selbst nicht durchsichtig, doch kann ich einiges anführen, was als Hilfe für ein Verständnis (!?) desselben verwertet werden kann." (S.Freud, Charakter und Analerotik, l.c. S. 89)

Wir sehen damit das Geldrätsel in zwei Erklärungsformen aufgelöst: *Erstens* wird in einer Gesellschaft mit entwickeltem Geldwesen das Geld eskamotiert, Erstaunen theoretisiert darüber, daß es fehle, und dann als Notwendigkeit deduziert aus jenem abstrahierten Rest ohne Geld. Diese Erklärung deduziert das Geld aus dem Geld: Denk es dir weg. Nun fehlt aber etwas. Folglich: Geld mußte einfach erfunden werden. *Zweitens* kann man Geld auch aus dem erklären, was es nicht ist und durch allerlei Analogien (oder Anal-logien) sein Raissoneent stützen. Daß Geld etc. zu Verdauungsstörungen führt, mag ja durchgehen; originell ist hingegen die Umkehrung.

2. Die Geldform

Daß die Transformationskurve Grund gesellschaftlicher Maßverhältnisse für Güter resp. Zwecke ist, und jene Maßverhältnisse der Grund des Geldes, mag dem Nationalökonomem denn doch als allzu seicht vorkommen. An diesem Gedanken ist richtig, daß man den Gedankenort kennen muß, an dem dies virulent wird; sonst taugt solch eine Erklärung gar nichts. Erst wenn verstanden wird, daß die Konkurrenz der Zwecke - und deren *Formgesetz* - Staat und Ökonomie erzeugen, mag man begreifen, daß die Transformationskurve sich nicht darin erschöpft, ein konkaver Graph zu sein. Das moderne Übel an den Wissenschaften ist nicht, daß

sie nur Fehler akkumulieren - marxistische wie bürgerliche -, das Übel ist vielmehr, daß ihre Gedanken ohne zureichenden Grund vorgeführt werden, und deshalb falsch sind. Bestaunt man aber eine richtig erkannte Form, anstatt sie zu begreifen, so bleiben nur Affekte: Das Lob oder die Forderung nach Veränderung bzw. Abschaffung dieser Form. Dieser *Affekt* ist grundlos und die Identität "bürgerlicher" und "marxistischer" Wissenschaft. Es ist schon eine Weile her, seit Buddha als Wesen wirklicher Weisheit folgendes verkündete: "*Das Gesehene soll lediglich ein Gesehenes sein; das Gehörte lediglich ein Gehörtes; das mit den anderen Sinnen Wahrgenommene lediglich ein so Wahrgenommenes; das Erkannte lediglich ein Erkanntes.*" Deshalb wird der verborgene Affekt der Wissenschaft nur als Polemik sichtbar.

Eine Erklärung ist erst dann wahr, wenn der erklärte Gegenstand nicht nur in seinen Gründen erkannt ist (eine notwendige Bedingung), sondern seine Gründe auch aus ihm (die hinreichende Bedingung). Alles was ist, ist auch möglich, nicht aber umgekehrt. Die *Existenz* von Staat und Geld ist nicht ableitbar, wohl aber ihr Wesen (d.h. ihr Grund bzw. ihre Zweckform) aus ihrer Existenz. Diese quasi methodische Versicherung ist hier vonnöten: Die Theorie der Arbeit hat als Erklärungszweck die Kritik der Zwecke. Der Zweck ist aber der Name für die Ermöglichung. Seine Form - nämlich eine Sache an Etwas zu realisieren - ist der Grund des Grundes, das Wesen des Wesens. Der aus der TdA erkennbare Grund des Geldes zeigt das Geld erst in seiner wesentlichen, seiner möglichen Form. Wir gehen deshalb hier umgekehrt aus vom Geld, wie es *erscheint* (wie es jeder kennt), und weisen an ihm selbst seinen Zweck nach. Noch eine Anmerkung ist nötig: Wenn ich sage, es gelte den Zweck des Geldes nachzuweisen, so im Sinne der TdA. Nicht die Frage: Welchen Zweck *hat* das Geld - die gemeine Verkehrung - ist richtig, sondern jene: Welcher Zweck *ist* das Geld. Man kann auch sagen, wir fragen, welcher "Sinn" das Geld ist, nicht welcher ihm zugesprochen werden "könnte". (Das ist der Witz der Kritik der Zwecke: Fragen, welchen Sinn Kategorien haben, nicht mit aparten

neuen Kategorien Sinn prägen.) Von einem Haben ist zwar hier auch zu sprechen, indes nur wenn hinzugefügt wird: Sinn haben *ins sich selbst*. Und was Sinn in sich selbst hat, ist sinn-voll. Und sinn-voll ist nur, was Zweckform ist. Zweckformen haben mit Bewußtsein nichts gemein; aus dem Verständnis dessen, was Geld ist, geht niemals hervor, was ich oder du *tun sollen*. Deshalb wird unser Resultat - wenn es richtig ist - weder in ein Lob des Geldes, noch in die Forderung nach seiner Reform oder Abschaffung ausmünden. Insofern wird hier zugleich der § 321 TdA kommentiert.

2.1 Kauf und Verkauf

Geld "funktioniert" alltäglich auf allerlei *Märkten*. Die Abstraktion "des Austauschs" ist gewonnen an den Geschäften, die auf Märkten getätigt werden. Obgleich auch ziemlich verwickelte Formen davon existieren können, haben alle Märkte einige unverwechselbare Charakteristika, die jeder kennt. Zunächst gibt es auf Märkten *Waren* (gleichgültig, ob es sich um Dinge handelt, die Gegenstand irgendwelcher Sinne oder des Denkens sind: Käse, "Das Kapital, Bd.I", Huren, Patente, Politiker - nur daß all dies *Waren* sind, ist "ungeheuer" (vgl. MEW 23, S.49, MEW 13, S.15). Charakteristikum "des" Kapitalismus ist das schon gleich gar nicht; bis auf "Das Kapital, Bd.I" war schon alles auf griechischen Märkten zu haben, wenn wir "Patente" die Dienstleistungen der Sophisten nennen, die ihre Schlüsse zu verkaufen wußten.). Eine Ware ist ein Gegenstand, der, obgleich begehrt, nicht *ohne weiteres* zu haben ist. Waren sind Eigentum von Personen. Sie bieten diese Waren feil - d.h. sie fordern für diese Waren *Geld*. Auf Märkten erwarten die Eigner von Waren, daß Eigner von Geld mit der Absicht zu Markte gehen, diese Waren *käuflich* zu erwerben. Der Relation zwischen Geldbesitzer (= *Käufer*) und Warenbesitzer (= *Verkäufer*) korrespon-

diert die Relation zwischen Ware und Geld. Diese elementare Struktur jener vier Elemente wollen wir *Kaufform* nennen. Sie läßt sich in ihren sechs Relationen wie folgt skizzieren:

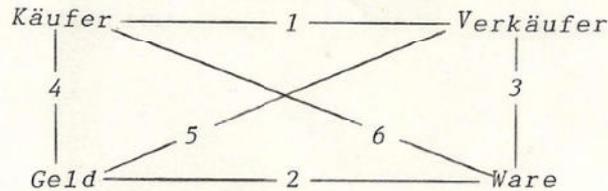


Abbildung 1: *Kaufform des Geldes* (kurz: *Kaufform*)

Sehen wir uns diese sechs Relationen (die zunächst nichts weiter als eine leere Struktur sind) in ihren Inhalten an.

1. Relation der Kaufform: Hier waltet eine Beziehung zwischen zwei Subjekten, den "Partnern" der Kaufform. Abgesehen davon, daß zwischen diesen Subjekten mancherlei Beziehungen existieren können, in der Kaufform unterhalten sie eine einzige. Sie anerkennen sich wechselseitig als *Eigentümer*. Genauer: Sie anerkennen die Relation 3 und 4. Das Charakteristikum ist der Relation ist also ein negatives: Jede andere Form der Beziehung zwischen Käufer und Verkäufer, außer jener des Austauschs von Ware und Geld ist ausgeschlossen, *mangelt* der Kaufform. (Der Eintrittspreis für ein Klavierkonzert ist am Eingang zu entrichten, und noch die Hure weiß ihre Wohltaten sehr genau von der Übergabe der Geldscheine zu unterscheiden.)

3. und 4. Relation der Kaufform: Diese beiden Relation sind sowohl identisch, wie in einem wesentlichen Punkt verschieden. Es handelt sich hierbei um die Relation *Eigentum*. (Wir setzen hier Eigentümer und Besitzer in eins.) Der Eigentümer hat das Recht, Gewalt über seine Sache auszuüben, er kann mit ihr machen, was er will (wobei es hierbei wiederum Einschränkungen geben kann). Diese *Erlaubnis* ist ein Recht, das notwendig auf ein Drittes verweist, das in der Kaufform nicht unmittelbar

erscheint: den Staat, Käufer und Verkäufer anerkennen in der Relation 1 das Eigentumsrecht des je anderen. Sie tun dies, weil sie sich einer gemeinsamen Macht subsumiert wissen. Die Abstraktion, die Käufer und Verkäufer zu bloßen *Personen* macht ist exakt diese Rechtsform. (Weshalb in den diversen bürgerlichen Gesetzbüchern "Person" definiert wird: Der Staat schreibt vor, was Person zu sein hat.) Es mag auch genügen, wenn bloß innere Formen gemeinsamer Überzeugungen, Sitten, Moralbegriffe oder Religion Käufer und Verkäufer in ihrer wechselseitigen Anerkennung als Personen (und das heißt Aberkennung als Individuen) von anderen Relationen abhalten; vor allem von wechselseitiger Gewaltausübung. Wichtig bleibt die Einsicht: Die Kaufform setzt voraus eine Käufer und Verkäufer bereits vor ihrem Kaufakt vereinigende soziale Macht, deren abstrakte - sprich: ausschließende - Gewalt die *Form* der Abwicklung des Kaufgeschäfts als Rechtsgeschäft garantiert. Damit ist an der Kaufform selbst die These der TdA erwiesen, daß Staat und Geld nicht getrennt behandelt werden können, noch kann die Rechtsform aus der Kaufform "abgeleitet" werden. Dies zeigt sich so gleich an der

6. *Relation der Kaufform*: Der Käufer möchte die Ware in seine Gewalt bringen. Er hat ein Bedürfnis nach *dieser* Ware. Dieses Bedürfnis findet sich aber eingekerkert in eine *conditio sine qua non*: Nur gegen Herausgabe eines bestimmten Geldbetrages ist die sinnliche Wohltat der Ware zu erlangen. (Auch hier sind kompliziertere Formen ausgeklammert, wie der Kauf einer Maschine, eines Wertpapiers oder eines anderen *Mittels*. Anhand einer Mittelkette kann jeder dieser Tauschformen aber auf Güter hingeführt werden, die Bedürfnisse befriedigen. Diese Komplikation wollen wir uns hier schenken.) Der Käufer findet sein Bedürfnis somit einer zunächst qualitativen Schranke unterworfen: Nur in Anerkennung der der Kaufform eigentümlichen Rechtsnatur (damit in Anerkennung des Staates) findet er seine Bedürfnisbefriedigung erlaubt. Diese qualitative Schranke hat den Schein ihres Gegenteils: Das Recht, d.h. die Erlaubnis, sich

auf dem Markte unter Subsumtion unter die Käufer und Verkäufer wohlbekanntem staatlichen Formen (so sehr bekannt, daß regelmäßig vergessen, es sei denn, man kommt an jene Schranke - etwa bei der Ware Heroin) leibliche und geistige Genüsse verschaffen zu *dürfen*. Solcherart Freiheit prallt eigentümlicher Weise in kapitalistischen Welten, wo die Warenhäuser die staatliche Subsumiertheit vergessen lassen (halt! der Ladendieb weiß davon ein anderes, gar garstig Lied zu singen). Besucher aus Welten, die solcherart Freiheit vermissen lassen (die Freiheit nämlich, unter einem "*prinzipiell*" unbeschränkten Warenangebot wählen zu *dürfen*), fallen darauf mit einem "Hier gibt's ja fast alles!" nur solange herein, bis sie ihr Geldbeutel erinnert, daß die Kaufform noch die Eigentümlichkeit einer

5. *Relation* besitzt. Sie ist das große Aber der ungeheueren Warenfülle. Jede Ware besitzt nämlich die Eigentümlichkeit, ihren begehrliehen Leib mit wenig gefälligen Schildern behängt zu sehen, die, mögen sie auch noch so sehr in Gold und Farbe prunken in ihren *Zahlen* nichts Gutes verheißen. Jedermann kennt die Bedeutung dieser Schilder (in vornehmen Etablissements auch mal nur im Kopfe des Verkäufers vorhanden). Neben der Tatsache, daß die Ware dem Verkäufer gehört, und staatliche Gewalt verhindert, daß daran außer diversen Geldscheinen jemand etwas ändert, daß also die Freiheit zu Kaufen des Staates bedarf, wird der Kaufwunsch *quantitativ* beschränkt durch den *Preis der Ware*. Nur wenn Warenmenge multipliziert mit dem Warenpreis das Budget des Käufers nicht übersteigt, kann die Kaufform realisiert werden. Dieses große Aber, das der Verkäufer in seinen Preiszetteln vor den Wunsch des Käufers stellt, kann sich indes auch betrogen sehen. Findet sich kein Käufer, dann mag hinter den Zahlen auch ein "DM" stehen; Geld erhält der Verkäufer dafür nicht. Der Preis der Ware existierte nur in seinem Kopfe. Der wirkliche Preis einer Ware ist einzig jene Geldsumme, die *tatsächlich* bezahlt wird. Und dies ist das Aber des Käufers. Gleichgültig, ob es einer Laune, oder der verödeten Kasse entspringt. Der Preis einer Ware ist kei-

ne ihr objektiv zukommende Eigenschaft, er ist eine Eigentümlichkeit der ganzen Kaufform, aufscheinend in deren

2. *Relation*: Diese Relation ist der *Warenpreis*. Er offenbart seine Natur aus dem Ganzen der Kaufform. Ein Preis verdient als Gegenstand der Welt erst diesen Namen, wenn er existiert, und er existiert erst, wenn er bezahlt wird. Wird er bezahlt, dann ist darin objektiv anerkannt, daß die zuvor im Eigentum aufgerichtete Schranke, die Käufer und Verkäufer wechselseitig errichten, "aufgehoben" ist: Sie wird realisiert und zugleich vernichtet. Die Ware verschwindet damit vom Markt, der Kauf ist beendet, sein Zweck realisiert. Seinen Zweck aber dokumentieren Käufer und Verkäufer in ihrem Tun: Sie exekutieren die quantitative Schranke, die in dem Preis der Ware errichtet ist. Daß diese Schranke, die in der 2. Relation der Kaufform sichtbar ist, rein quantitativer Natur ist, zeigt der Preis selbst. Eine Geldsumme G wird gegen eine Warenmenge W vertauscht. Dieses Verhältnis G/W kann in Zähler und Nenner beliebig gemeinsam variiert werden und findet eine Grenze nur an der Teilbarkeit der Ware. Reicht die vom Käufer mitgeführte Geldmenge nicht aus, 10 Wareneinheiten zu kaufen, so mag sie für 7 Einheiten hinreichen. Sein Wunsch übersteigt womöglich diese 7 Einheiten; doch dieser Wunsch, sein Bedürfnis wird beschränkt. Das ist der einfache Inhalt, der sich am Preis zeigt. Kann ein Verkäufer seine Ware nicht losschlagen, so gibt es zwei wesentliche Ursachen: *Erstens* mag sein, daß sie trotz niedriger Ziffern auf dem Preiszettel niemand will. Der Verkäufer wollte sich also der Form des Verkaufs bedienen, um an seiner Ware den Schein aufzumachen, sie sei einer Schranke unterworfen. Er mußte jedoch feststellen, daß dem nicht so war. Erst der realisierte Preis verrät den Grad der Beschränkung der Warenquantität und erweist die Natur dieser Schranke: Sie ist eine Beziehung zwischen verfügbarer Warenquantität und der Quantität der Bedürfnisse. *Zweitens* mag sein, daß die feilgebotene Waren zwar mit Heißhunger begehrt wird, wegen einer zu geringen Quantität Geld, die für sie reserviert wird, jedoch

nicht loszuschlagen ist. Der Verkäufer wird dann zum Vorteil seines Umsatzes (wennmöglich auch zum Nachteil seiner Gewinn- und Verlustrechnung) bemerken, daß eine Reduktion der Ziffern auf seinem Preisschild Wunder zu vollbringen vermag. Der erhoffte, erwünschte Preis kann nicht realisiert werden; was realisiert wird ist erst der Preis seiner Ware. Die im Preis offenbare Beschränkung der Bedürfnisse besitzt damit nicht nur den Inhalt, daß solch eine Schranke existiert, sie hat auch eine bestimmte Höhe.

Um nun zu sehen, welche Eigentümlichkeit dem Geld als Geld zukommt, genügt es nicht, die Kaufform und die darin gekennzeichnete quantitative Schranke zu begreifen. Gleichwohl ist kenntlich, welchen Zweck das Geld hierbei realisiert: Es exekutiert diese quantitative Schranke. Eine in einem einzelnen Kaufakt nicht unmittelbar sichtbare Eigentümlichkeit des Geldes haben wir indes noch zu untersuchen. Wir hatten oben noch unbeachtet gelassen, daß der Käufer exakt jenen eigentümlichen Gegenstand mit sich führt, den auch der Verkäufer als Geld akzeptiert. Die quantitative Natur des Geldes, Vielfaches von irgendetwas zu sein und in seinen Zahlen die Quanta der Warenschranken erscheinen zu lassen, verbirgt die Qualität der Geldeinheit. Doch auch hier vermag die Kaufform Licht in die Sache zu bringen. Die Einheit, in der sich der Preis der Waren realisiert bedarf nur einer Voraussetzung: Sie muß von Käufer und Verkäufer als *dieselbe* anerkannt sein. Dies vorausgesetzt, brauchen wir an unseren Argumenten kein Gramm zu ändern, mag der Tausch von Geld und Ware nun in DM, Rubel, Rindern, Kaurimuscheln oder Salz vollzogen worden sein. Und dies verstanden, kann man tiefe Reflexionen darüber anstellen, daß Rinder, erst einmal halbiert, so schrecklich ungeeignet seien für Geldgeschäfte. Hier hat auch diese Reflexion ihren Platz. Es gibt Bedürfnisse des Kaufens und Verkaufens, die nur in diesen eigentümlichen Akt selbst fallen und aus diesem die Natur der Geldeinheit bestimmen.

Schließlich können wir auch noch die oben vereinzelte analysierte Kaufform in ihrer Vielfalt untersuchen. Bei geeigneter Verkettung der Kauf- und Verkaufakte erweist sich, daß die tauschenden Subjekte einem Gemeinwesen angehören müssen - oder kraft ihres Tausches zwei Gemeinwesen integrieren. Dies modifiziert die Aussage, daß Käufer und Verkäufer nicht notwendig *demselben* Staat subsumiert sind. Wohl aber wissen sie eine staatliche Gewalt hinter sich, die sehr schnell mit jener unter der Diplomatie schlummernden Waffengewalt zu drohen weiß, werden "ordentliche" Regeln des Geschäftemachens verletzt. Man kann auch die Tauschakte verketteten und dabei feststellen, daß sie durch das Geld transitiv werden - woraus freilich nie und nimmer folgt, daß die geheime Macht der Transitivität Geld hervorzaubern würde (ein Irrtum K. Wicksells und neuerdings von U. Krause, wenn auch richtig ist, daß Marx sich durch die Transitivität Geld erschlichen hat). Man kann hierbei auch sehen, daß dieselbe Person in vielerlei "Tauschakten" ihr Wesen treiben kann - woraus aber nie und nimmer folgt, daß die Individuen für die Kaufform gleichgültig seien oder durch diese mit diversen Masken versehen werden. Nur weil Personen kaufen und verkaufen, wird der Preis realisiert. Dies ist die *Wirklichkeit des Geldes*. Der sachliche Schein des Kaufs ist keiner; da hier nur Sachen - sprich: Zwecke - einander gegenüber treten, die in der Kaufform ihre Beschränkungsweise realisieren. Die beteiligten Subjekte erweisen sich dem Zwecksystem, das ihr Gemeinwesen *ist*, hier nur in besonders auffälliger Weise subsumiert. Deshalb wurde die Zweckform in der Rechtswissenschaft auch zuerst und vorzüglich studiert.

Was endlich die historische Schwierigkeit anlangt, die Geldform in jener Pracht erscheinen zu lassen, die sie in modernen Gesellschaften besitzt (wovon der Kapitalismus selbstredend die reinste Form ist), so schenke ich mir in echter Philosophenmanier hier weitere Details. Es genügt mir zu zeigen, daß das alltägliche Geld exakt jene Eigenschaften aufweist, die in der TdA seinen Grund auszeichnen.

2.2 Zur Geschichte der Theorie des Geldes

Die Geschichte des Geldes solchermaßen schnöde behandelt, mag ich doch die Geschichte seiner Reflexion, die gescheite Köpfe vorzunehmen wußten, nicht ganz unterschlagen. Dem lieben Gegner sei auch erklärt, daß er damit ein "von dem also hat er's!" gratis serviert erhält. Originell ist die TdA nämlich weiß Gott nicht.

Bei der Analyse der Kaufform begnügten wir uns damit, sie in der einfachsten Form zu untersuchen. Es ist kein Geheimnis, daß der *Entschluß* zum Kaufakt durch beide Personen und der tatsächlich vollzogene Kauf-Verkauf zeitlich auseinanderfallen können. Anders gesagt: Der Kaufvertrag und sein materiellen Vollzug brauchen nicht in Zeit und Ort übereinstimmen. Nach Abschluß des Vertrages erhält der Verkäufer ein Anrecht auf das Geld, der Käufer ein Anrecht auf die Ware. Diese Verwicklung der Kaufform in ihrer zeitlichen Realisierung und die daraus entstehenden Probleme, wie solcherart entstandene Schuldverhältnisse staatlich zu handhaben seien, lieferte einen ersten Anlaß gelehrten Nachdenkens. Die erste Theorie der Kaufform ist das frühe Recht. Besonders heikel ist die Sache, wenn Menschen Waren sind. Im alten Babylon waren deshalb schon Verträge üblich, die schriftlich fixiert wurden auf Tontäfelchen. (Vgl. W.W.Struwe, Hrsg., *Der Alte Orient*, Berlin (Ost) 1955, S.247f.) Bemerkenswert ist hierbei die Rolle von Zeugen, die teilweise namentlich aufgeführt werden. Dies zeigt, wie der Kaufakt unter die Normen des Gemeinwesens durch Zeugen subsumiert wurde. (Dies fiel in die Zeit 1894-1595 v.Chr.) Ähnliches zeigen auch Dokumente aus Ägypten. Im Gesetzbuch des Manu zeigt recht anschaulich, wie die Kaufform staatlich realisiert wurde. (Etwa der Abschnitt VIII, 176; vgl. Glasenapp, *Indische Geisteswelt*, Band II, Wiesbaden o.J., S.267f; Struwe, l.c.S.384ff.) Im Gesetzbuch des Manu fließen allerdings bereits Reflexion über

die Rechtsform selbst ein. Brahma schuf die vier Kasten und damit den "ewig gültigen Wandel", darin zugleich die besonderen Pflichten und Beschäftigungen (I, 87) der Menschen. (Von Rechten ist noch keine Rede in unserem Sinn. Gesetze waren Formen der Arbeitsorganisation selbst. Im Gesetzeskodex des Hammurabi (vgl. die Noten TdA zu § 311) sind die Güter gesetzlich fixierten Schranken unterworfen. Ähnliche Bestimmungen finden sich auch im genannten altindischen Text. Dieser Konflikt um die Durchsetzung der Maßverhältnisse in der Gesellschaft mußte zuerst erscheinen als Gegensatz von Volk und Staat, denn der Staat war es, der diese Relationen durchsetze und hierbei allerlei wenig edlen Menschen Gelegenheit zur Bereicherung eröffnete. Heißt es im Gesetzbuch des Manu über den Brahmanen immerhin noch: "*Er suche nicht, Reichtum zu erwerben, welcher sein Veda-Studium stört*" (I,129) - eine Vorschrift, der Durchsetzung zu überprüfen wir den Gelehrten dieses Fachs gerne überlassen, so heißt es in einem alten chinesischen Traktat unverhohlen: "*durch die Besteuerung des Weinhandels und das Angleichen der Marktpreise in den Provinzen und Fürstentümern (ist) ein Wettstreit wegen der Gewinne zwischen der Regierung und dem Volk entbrannt*" (Struwe, l.c.S.427).

Dies ist der Hintergrund, vor dem die Philosophie erstmals die Kaufform reflektierte. Als gesellschaftliche Hauptvermittlungsform, worin sich die Konkurrenz der Zwecke vollzog, war die Kaufform zugleich Urgrund aller (den Menschen zugewandten) Dinge. Was Anaximander in die Form bringt: "*Woraus aber die Dinge ihre Entstehung haben, darein finde auch ihr Untergang statt, gemäß der Schuldigkeit. Denn sie leisten einander Sühne und Buße für ihre Ungerechtigkeit gemäß der Verordnung der Zeit.*" (einziges erhaltenes Fragment, übers.v.W.Capelle) Die sachliche Form des Kaufs, worin gesellschaftliche Form realisiert ist, erscheint als universelle Schuldigkeit der Dinge. Die Schuld, später eine religiöse Hauptkategorie, wird in ihrer Form dem Kauf entnommen - was natürlich nicht heißt, daß das damit Gedachte an anderem, als dem Kauf, bloß ideologischer

Reflex sei. In welchen *Formen* gedacht wird ist stets zu unterscheiden von dem, *was* damit bedacht wurde. Tatsache ist, daß in der Natur "Schuld" und "Sühne" statthat, im Sinne von Ursache und Wirkung, weswegen ein *Naturgesetz* keineswegs ein Unsinn ist. Die Kaufform prägte damit Sinn, ohne selbst auf ihren Sinngehalt schon untersucht worden zu sein. (Hier hätte auch G.Thomson und A.Sohn-Rethel ihren Platz, die, anstatt den Inhalt der Kaufform zu untersuchen, ihr bloße Abstraktheit bescheinigten und per Analogie daraus das Denken entstehen lassen. Das ist großer Unfug. Anstelle die Isomorphie zu erkennen und darüber nachzudenken, dichten sie ihr Ursache-Wirkungsrelationen an.)

Die Reflexion der Kaufform setzt mit Platon ein, damit das Nachdenken über das Geld. Er ist der Ahnherr jener These, daß die Arbeitsteilung die Notwendigkeit des Geldes erzeugt. Er steht jedoch haushoch über dem Gedanken, daß es "Arbeitsteilung eben gibt" und sie irgendwie "vermittelt" werden müsse, ergo: Geld. Im zweiten Buch seiner *Politeia* re-konstruiert er einen Staat der - ungeachtet des ihm eigentümlich Utopischen - Grundzüge jeder Arbeitseinheit vorträgt. Weil durch bloß einseitige Tätigkeiten - so sein Argument - die Dinge zum alltäglichen Leben spärlich vorhanden sind, wird durch die Arbeitsteilung "*alles reichlicher zustande kommen und schöner und leichter*" (370c). Diese Arbeitsteilung ist aber nur möglich, wenn die Verteilung der Arbeit organisiert ist. Die Maßverhältnisse an der Arbeit selbst treten dadurch neben die besondern Arbeiten, und die *Mitteilung (=Koordination)* "*was jeder gefertigt hat, weshalb sie doch eigentlich die Gemeinschaft eingegangen sind und die Stadt gegründet haben*" erfolgt dann notwendig "*durch Kauf und Verkauf*" (371b). Und Platon fährt fort: "*Hieraus wird uns also ein Markt und die Münze als bestimmtes Zeichen zum Behuf des Tausches entstehen.*" (l.c.) Der Grund des Geldes, nämlich trotz des durch Arbeitsteilung nun reichlicher zustande kommenden Güterangebots die Bedürfnisse auf diese Güterquantitäten zu beschränken, ist indes verborgen. Platon sieht, daß Arbeitsteilung und Produktionsquan-

titäten zusammengehören, verfällt aber dem Schein des Geldes, das, vor allem als Forderung eines Gläubigers, Anspruch auf *Reichtum* darstellt. Indes sieht Platon in seinem späten Werk "Nomoi" (Gesetze), daß Markt und Preise Resultat der *Notwendigkeit* zur Verteilung der Erzeugnisse sind. Im neuen Buch entwickelt er daraus wiederum die Notwendigkeit von Marktaufsehern (849a ff.) und er sagt:

"Bei wem aber der Einkauf oder Verkauf mehr oder weniger beträgt als nach des Gesetzes Vorschrift, welches bestimmt hat, nach welchem Zuwachs oder nach welcher Abnahme man weder das eine noch das andere zu tun habe, bei diesem werde von den Gesetzeswächtern das Mehr eingetragen, das Umgekehrte aber gestrichen." (849e)

Dies ist aber für Platon ein Resultat der Notwendigkeit, die produzierten Güter verteilen zu müssen:

"Das meiste davon ist nach Maß und Zahl so zu verteilen, daß er (der Verteiler, khb) dabei nach der Zahl alles Lebendigen, welches der Erzeugnisse des Bodens zu seiner Nahrung bedarf, verfährt." (848c)

Es bedarf in der Tat keiner gewaltigen Denkleistung daraus die Folgerung zu ziehen, daß das Geld nichts weiter ist, als die Durchsetzung jener Maß- und Zahlverhältnisse, die den Erzeugnissen eigentümlich sind, sofern sie nicht als Manna vom Himmel fallen, sondern *durch Arbeit* zur Welt kommen. Man sieht, TdA ist ein uralter Hut, nahezu ein Plagiat am alten Platon, von Originalität keine Spur.